

Durch Weisheit wird ein Haus gebaut
und durch Verstand erhalten
Bibel, Sprüche Salomos 24,3

Hier wird von Menschen aus Klosterneuburg erzählt, einer geschichtsträchtigen Stadt, gebaut rund um das Chorherrenstift der Augustiner. Die Idee zu diesem Stift wird Markgraf Leopold zugeschrieben, der im Jahr 1114 den Grundstein dazu legte. An jenem Ort, an dem er nach neun Jahren den unversehrten Schleier seiner Gemahlin Agnes, welcher ihr einst vom Winde davon getragen ward, wieder gefunden hatte. Nachzulesen ist dies alles in den „Österreichischen Marg-Graffen“ aus dem Jahr 1670.

Also Klosterneuburg. Und eines der ganz wichtigen Gebäude in Klosterneuburg war die Gartenstadt, ein grauer Wohnblock aus dem Jahr 1920, vierstöckig, nicht besonders schön, aber auch nicht hervorragend hässlich. Das Große und Schöne an diesem Bau war eine Idee, eine Idee für die Zeit knapp nach dem ersten Weltkrieg und die war folgende: Für junge Familien Wohnraum zu schaffen und einen Garten dazu, einen kleinen Garten, einen erdbedeckten Fleck für ein paar Beete und einen Baum, einen Obstbaum mit Äpfeln oder Kirschen, Platz für Gemüse, Platz zum Spielen für die Kinder. Bei der Vergabe der Wohnungen mit Garten wurde darauf geachtet, dass entweder Kinder schon da oder zumindest bald zu erwarten waren. Manche der gartenlosen Wohnungen hatten zumindest einen Balkon, wieder andere weder noch. Die ersten Kinder wurden geboren, Anfang der Zwanzigerjahre etwa Elfriede, die Tochter der Eheleute Hauser; die waren spät dran,

sie schon Mitte vierzig, er noch älter, aber vielleicht hatte die Wohnung mit Garten anregend gewirkt; die Wagner-Kinder und die Söhne von den Seiferts, die gerade noch rechtzeitig zum Sterben in den nächsten Krieg kamen; später dann Erika und Otto, Bertram und Senta.

An die Schreierei hatte man sich mittlerweile gewöhnt, ans laute Weinen und Klagen, grell tönend vom zweiten Stock, aus Nummer sechs: Frau Luise hatte ihre Tage bekommen. Ein, zwei Stunden musste man das aushalten, dann war wieder vier Wochen Ruhe, ungefähr. Wieso konnte Luise denn nicht endlich schwanger werden, jung verheiratet, gut gebaut, wohl genährt, so genährt man eben sein konnte knapp nach dem Krieg? Ob der Mann? Nein, der Mann war gut, auch er jung, aber schon grau meliert an den Schläfen. Leicht war es für ihn sicher nicht mit seiner Luise. Dabei hatte sie durchaus großartige Momente in ihren guten Phasen, ein Lachen, fröhlich scheppernd, ein Perlenhalsband, das in ein Kristallglas fällt, und schön, wenn man ihren Mund dabei anschauen konnte, beim Lachen, ein großartiger Lippenbogen über blendend weißen, gesunden Zähnen. Damals bedeutete jede Schwangerschaft noch den Verlust mindestens eines Zahns, so hieß die Regel; aber Luise hätte ihr gesamtes tadelloses Gebiss gerne geopfert für die Freuden der Mutterschaft.

Und dann, Ende 1948, war es endlich soweit und Luise war schwanger mit der kleinen Erika, aber ihre Zähne hielten eisern, und ein paar Monate später wieder ein dicker Bauch, das war Otto. Die Familie war jetzt komplett, aber nicht lange, denn Luisens Mann starb mit zweiundvierzig und ließ seine Frau verhärtet zurück. Dieses Wort schien für Luise und ihren Zustand wie geschaffen zu sein. Die verhärtete Luise und ihre vaterlosen Kinder waren wichtige Parteien im Haus Nummer siebenundzwanzig, man wusste immer gleich, wer gemeint war, wenn von einer verhärteten blonden Frau mit zwei fast gleich alten Kindern die Rede war.

Diese Kinder, obwohl fast innerhalb eines Jahres geboren, waren sehr unterschiedlich, auf einfach ersichtliche Weise: Erika war dick und Otto war mager, beide Körperzustände sehr deutlich. Magere Kleinkinder galten in den frühen Fünfziger Jahren als gefährdet, dicke Babys hingegen, mit diesen appetitlichen Fettringen an den Ärmchen, als vorbildlich. Die Mutterberatung, eine Einrichtung des Gemeindeamtes, wo Frauen kostenlos Ernährungsratschläge, Pflegetipps und gute, aber auch sehr oft schmerzhaft abwertende Worte bekamen, war in den Nachkriegstagen auf das Ideal des wohl genährten Säuglings eingeschworen.

„Ich habe mich immer so geschämt mit euch“, sagte Frau Doktor Irma Kohn ein ums andere Mal zu ihren Kindern, „und dann war mir so zum Weinen“. Erklärend fügte sie gerne hinzu, dass ihr zweites Baby ja ungefähr drei Wochen zu früh zur Welt gekommen, die zarte Struktur der Kleinen also wirklich erklärbar war. Die Kinder waren auch beileibe kein Grund zum Schämen, hübsch und, zumindest was die Körperlänge betraf, gut gewachsen, Senta und der sieben Jahre ältere Bertram. Aber sehr dünne Kinder, und das war eben damals ein Grund zum Weinen, wenn man sie bei der Mutterberatung aus dem Steckkissen nahm, wo sie tatsächlich drin steckten, aus heute nicht mehr nachvollziehbaren Gründen zur Bewegungslosigkeit der regen Beinchen verurteilt. Ihre Mutter war auch keine echte Frau Doktor, aber verheiratet mit einem Doktor, also keinem Arzt, sondern die Physik war es, die er unterrichtete an der berühmten Weinbauschule. Es war eben üblich, dass man die Ehefrau eines studierten Doktors auch Frau Doktor nannte, und Irma Kohn widersprach da nicht, das fiel ihr nicht ein und wäre auch sehr ungewöhnlich gewesen, damals, direkt unpassend. Den akademischen Titel ihres Bräuti-

gams – und eine Verlobung war damals nahezu zwingende Voraussetzung für eine spätere Eheschließung – hatte Irma als wahren Glücksfall betrachtet, ungeachtet der Tatsache, dass sie wirklich verliebt in ihn gewesen war. Und bei ihrer ersten Schwangerschaft hätte Irma ihren Zustand monatelang verbergen können, ihrem schlanken langen Leib war geraume Zeit nichts anzu merken. Gerade nach Verheimlichung stand ihr jedoch damals nicht der Sinn, weil sie dem säumigen und mit Muße Physik und Mathematik studierenden Julian ja hatte Beine machen wollen, ihn endlich zur lange geplanten Hochzeit überreden.

Schließlich war es soweit und bald danach wurde Bertram geboren. Mit vollem Recht bekamen also Kohns eine Wohnung mit Balkon und Garten, nachdem sie zwei Jahre schon Gartenstadtbewohner gewesen waren, in der Wohnung von Julians Vater. Großzügig hatte er der kleinen Familie seines älteren Sohns angeboten, bei ihm und Klara einzuziehen, solange sie ihre eigene Wohnung noch nicht beziehen konnten. Das Problem, eine einigermaßen menschenwürdige Unterkunft zu finden, war für junge Leute allgegenwärtig.

Allen Schwierigkeiten zum Trotz: Der Dokortitel machte sich überall gut, beim Einkaufen im Konsumverein, zum Beispiel. Dort waren Tag um Tag immer dieselben Hausfrauen unterwegs, jede kannte jede. Die Milch bekam man noch offen in der Kanne und hatte sie sehr vorsichtig heim zu befördern. Praktisch keine der Frauen fuhr mit dem Auto einkaufen, kaum eine hatte einen Führerschein. Hätte eine der Frauen außer Haus arbeiten wollen, hätte es dazu der Erlaubnis des Ehemannes bedurft, der hätte bezeugen müssen, dass weder Kind noch Haushalt durch die Berufstätigkeit vernachlässigt würden. Und so blieb es auch bis in die Siebziger Jahre.

1945–1948

In den frühen Apriltagen des Jahres neunzehnhundertfünfundvierzig fand der „Kampf um Wien“ statt. Der heftige opferreiche Widerstand gegen die Sowjettruppen hatte seinen traurigen Höhepunkt auf der Sophienalpe, wo Hitlerjungen im Alter von vierzehn bis siebzehn Jahren, unterstützt von zwölf – bis dreizehnjährigen sogenannten „Meldegängern“, die Stellung zu halten versuchten. In diesem Gefecht starb der sechzehnjährige Vickerl Zapletal, wohnhaft Gartenstadt Nummer dreiundzwanzig. Sigmund Kohn hatte den Buben natürlich gekannt und so besuchte er dessen Eltern, die den Hausmeisterposten im Dreiundzwanziger Haus hatten; starr vor Schmerz waren diese beiden einfachen Menschen. Erfüllt von Dankbarkeit war Professor Kohns Herz, dass sein jüngerer Sohn Heinrich, der im selben Alter stand, Vorzugsschüler mit dem Berufsziel Arzt, begabter Spieler auf allen gemusterten Brettern, geliebter kleiner Bruder und Schachpartner von Julian Kohn, dem Kriegswahnsinn hatte entgehen können.

Aber zu Beginn des Jahres 1948 erkrankte Heinrich Kohn an einer schweren Erkältung, die eine Gehirnhautentzündung nach sich zog, und starb nach einer Woche.

Die Welt des Herrn Professor Sigmund Kohn verdunkelte sich und wurde eigentlich nie wieder wirklich hell. Nach der ersten Phase der völligen Verzweiflung steigerte er seine Aktivitäten, es sah so aus, als hole er Kraft aus seinen Vereinsverpflichtungen und Ehrenämtern, aber in Wahrheit hatte es nur einen einzigen kurzen Trost für ihn gegeben, ein irrwitziges Unterfangen, völlig ohne Überlegung und mit der seltsam morbiden Gefahr verbunden, auch noch den zweiten Sohn zu verlieren, wenn auch in ganz anderer Weise.

1950er-JAHRE

Eine gewisse Freude für den traurigen alten Mann bedeutete jedoch sein Enkel, der kleine Bertram, ein Kind mit vielen nicht ganz landläufigen Eigenschaften, Unzulänglichkeiten und dann wieder geradezu genialen Ansätzen. Mit neun Jahren verfasste er einen Tier-Roman mit Illustrationen aus selbst gefertigtem Kartoffeldruck, wohl angeregt durch das sehr populäre Kinderbuch „Pu der Bär“. In der Schule hatte er tadellose Erfolge, außer in Leibesübungen. Er hasste alle Mannschaftsspiele, ein dauerhafter Schrecken waren für ihn die grauenhaften riesigen Medizinbälle ebenso wie die flinken, für ihn stets unerreichbaren Lederkugeln beim Handball. Seine kleine Schwester liebte er sehr, was er jedoch nach Kräften verschwieg und verbarg.

Nicht, dass diese kleine Nachzüglerin eine Enttäuschung gewesen wäre. Aber sie hatte schon Eigenheiten, die bei anderen Kindern nicht zu finden waren. Wollte nicht in der Schule bleiben am ersten Schultag, riss sich los von Irmas Hand beim Anblick der vielen anderen Kinder und rannte weinend heim, ehe man sie hätte zurück halten können. Irma musste dann drei Tage neben ihr in der Bank sitzen, sie stand das durch; dann wurde sie von der kleinen Senta nach Hause geschickt, die von diesem Zeitpunkt an sogar sehr gerne in die Schule ging. Noch viele Monate später wurde Irma gefragt, ob sie denn noch immer mit ihrer Kleinen im Klassenzimmer sitzen müsse.

Immer recht groß für ihr Alter und in allen Belangen ein bisschen ungeschickt ging Senta auch nicht „zur Caretta“. Hertha Caretta, die vor vielen Jahren angeblich als Tänzerin auf den großen Bühnen Europas daheim gewesen war – so wurde es erzählt – betrieb in

Klosterneuburg eine Ballettschule, und es war der Ehrgeiz der meisten kleinen Mädchen, nach einer erfolgreich abgelegten Eignungsprüfung dort aufgenommen zu werden. Irma war insgeheim davon überzeugt, dass ihre Tochter diese Prüfung nicht bestehen würde und wehrte jeden in die Richtung „Caretta“ gehenden Impuls von vornherein ab, um Senta nicht dieser Blamage auszusetzen. In der Caretta-Schule zu sein war also sozusagen ein kleiner Adel für neun- bis zwölfjährige Klosterneuburgerinnen. Buben waren in Hertha Carettas Erziehungs- und Tanzkonzept nicht vorgesehen.

Irma war sehr bemüht, aus der ihrer Meinung nach etwas unbeholfen wirkenden Tochter mehr zu machen, auch ohne Hertha Carettas Hilfe. Dazu gehörte, dass sie Senta bei größeren oder feierlichen Anlässen, etwa dem Schulfest zu Ehren des neu gewählten Bundespräsidenten Adolf Schärf, etwas Blaues anzog, selbst genähte Kleidchen oder Jacken, gestrickt aus hellblauer, petrol- oder türkisfarbener Wolle; diese Farbtöne standen der unscheinbaren Senta ganz ausgezeichnet. Zudem löste Irma ihr bei diesen Gelegenheiten die beiden dicken Zöpfe. Senta war, blau angezogen und mit offenen Haaren, plötzlich beinahe hübsch. Das Kind merkte sich das sehr wohl, verinnerlichte die blaue Lehre und nahm sie freudig ins Erwachsenenleben mit. Tatsächlich gab es in Sentas Dasein immer wieder Anlässe, bei denen sie, blau angezogen, gute Erfolge erzielen konnte. Und natürlich auch einige herausragende Gelegenheiten, bei denen sich ihre etwas problematische aparte Herbheit etwa im Schutze eines alten, aber auf genau richtige Weise blauen Jeanshemdes in jublierende Schönheit verwandeln konnte.

Auch die Familienzusammenkünfte bei den Schlaraffen waren Anlässe, das magere Kind mit den vielen

braunen Haaren blau zu kleiden. Der Bund der Schlaraffia, dem Irma Kohns Schwiegervater angehörte, öffnete für Familienangehörige in gewissen Abständen die Türen des von den ausschließlich männlichen Mitgliedern wöchentlich frequentierten Vereinslokals, zum Zweck gemeinsamer Festlichkeit. Stachel in Sentas Fleisch waren die Gedichte, welche die jüngeren Kinder und Enkel der Schlaraffen aufzusagen hatten; zum Glück wenigstens wurde von ihr, die regelmäßig in ihre mühsamen Klavierstunden ging, keine musikalische Darbietung verlangt. Der alte Kohn genoss die Mitgliedschaft in der Vereinigung der „Männer in gesicherter Position“, die Goethe, Schiller und Rubens posthum zu Ehrenmitgliedern ernannt hatten. Sein Sohn Julian hingegen, jeglichem Vereinswesen abhold, empfand großes Mitleid für die zum Verse rezitieren oder sich auf einem Musikinstrument öffentlich zu quälen gezwungenen Kinder und verachtete im Stillen die alten Männer mit ihrem Schlaraffenlatein.

Jahrelang, auch im fortgeschrittenen Alter, verließ Professor Sigmund Kohn jeden Dienstag seine Wohnung in der Gartenstadt Nummer 19, um zu den Versammlungen der Schlaraffia im Hinterzimmer des Gasthauses Babenbergerstuben zu gehen. Wie üblicherweise in den Abendstunden saß seine Frau Klara an ihrer Staffelei, einen Pinsel zwischen den schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt ihres Lebens arthritisch schmerzhaft verunstalteten Fingern, und versuchte zu malen.

„Hast du deine Tasche beisammen?“ fragte Klara jedes Mal, wenn Sigmund sich anschickte, irgendwo hin zu gehen. Die eigentlich überflüssige Tasche hatte er immer bei sich.

„Ja, meine Liebe“, pflegte Kohn zu erwidern und dabei Klara flüchtig über die Fülle ihres beinahe schon

weißen Haares zu streichen. Klaras Kopf war aus verschiedenen Gründen bemerkenswert, zunächst wegen der feinen schönen Gesichtszüge, denen ein verfrühtes Altern ein dichtes Faltennetz eingezeichnet hatte, und sodann wegen ihrer üppigen Hochsteckfrisur, mit der sie die Menge ihres Haares zu bändigen pflegte. Wie allgemein bekannt, war Klara Professor Kohns zweite Ehefrau, nachdem die erste, eine immer schon kränkliche zarte Erscheinung tschechischer Herkunft, noch ziemlich jung aus Kohns liebevoller Tyrannis weggestorben war. Zwei Söhne waren ihm von ihr hinterlassen worden, Julian und Heinrich. Heinrichs Tod im Jahr 1948 hatte Margarete glücklicherweise nicht mehr erleben müssen. Zu dem Zeitpunkt, da ihr jüngerer Sohn an Gehirnhautentzündung gestorben war, an dieser scheinbar so harmlos beginnenden Krankheit, behütete ein steinerner Engel schon seit vielen Jahren ihr Grab am Klosterneuburger Friedhof.

Nach der üblichen Trauerphase hatte Professor Kohn dann sein ohnehin schon seit einiger Zeit bestehendes Verhältnis zu der Zeichenlehrerin Klara Winschek legalisiert, einer zwei oder drei Jahre älteren Kollegin aus dem Lehrkörper des Gymnasiums. So wie das amtsdeutsche Wort Lehrkörper heute seltsam anmuten mag, aber dazumal sehr gebräuchlich war, so war es auch völlig normal, dass Klara, eine lichtvolle blonde Erscheinung, sofort nach der Heirat mit Professor Kohn ihren Beruf aufgab, um sich fortan dem Professorenhaushalt und der Erziehung der beiden Buben zu widmen.

Diese Aufgabe erfüllte sie zunächst mit großer Freude. Sie war in Sigmund Kohn verliebt, seit sie ihre Stellung an der Klosterneuburger Schule angetreten hatte, und es war ihr in recht kurzer Zeit gelungen, ihn an ihre schmale Brust und in die mageren Arme zu

locken – wozu es übrigens keines großen Aufwandes bedurft hatte. Sigmund Kohn war ein Frauenfreund und hatte schon die eine oder andere akute Liebschaft zu verbergen gehabt. In irgendeiner Form darauf angesprochen bezeichnete er diese Frauen in altväterlicher Weise, wenngleich sehr ironisch, als Seelenfreundinnen, wobei tatsächlich jede von ihnen beileibe nicht nur mit der Seele in Kontakt zu seiner mit reichlich Testosteron geladenen Vitalität geriet. Zudem war Sigmund Kohn ein überaus gebildeter und belesener Mann, witzig und humorvoll und bei seinen Schülern sehr beliebt.

Als Klara Winschek, die neue Frau Kohn, in die Gartenstadt zog, war man sich also allgemein einig, dass die „Malerin“ einen guten Fang getan hatte. Dass Sigmund Kohn als rechter und echter Fremdgeher galt machte nicht viel aus, die zartknochige Blonde würde es ihm schon zeigen. Da war es doch, und das war vorwiegend die Meinung der Frauen, viel interessanter, Klara bei der Erziehung der Stiefkinder zu beobachten; da hätte praktisch jede einen guten Rat für sie gehabt. Die Buben waren vier und dreizehn Jahre alt, also noch klein, ganz plötzlich mutterlos, und das war doch sicher nicht so leicht für eine Frau, die keine Erfahrung mit eigenen Kindern hatte, auch wenn sie Lehrerin gewesen war. Wenn es wenigstens Mädchen gewesen wären. Und wie man den Professor kannte, diesen wahrlich gut aussehenden, er hatte doch sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit Erol Flynn – nein, der war es nicht, es musste ein anderer berühmter Filmschauspieler sein – würde seine neue Frau bald mit einem dicken Bauch des Weges kommen.

Verträumte Gartenstadtbewohnerinnen und ihre zungenschnalzenden Ehemänner waren vielfach mehr

mit ihren Fantasien über das interessante Ehepaar Kohn befasst als mit ihrem eigenen Liebesleben. Aber in Bezug auf ein neues Kohn-Baby irrten sie, Klara blieb kinderlos. Irgendwann kam man dann dahinter, dass sie älter war als man angenommen hatte. Aber die Bilder, die sie malte, entpuppten sich als wirklich gut; lichtdurchflutete Aquarelle, mit feinsten Pinselführung aufs Blatt gebracht. Die Klosterneuburger Nachrichten berichteten mehrmals über Frau Professor Kohn-Winschek, es gab Zurschaustellungen ihrer Werke in den Babenbergerstuben, die als Räumlichkeit für alles herhalten mussten, was ein bisschen Publikum brauchte, und schließlich eine große Ausstellung im neuen Stiftskeller, der nach kriegsbedingter Zerstörung und langer Renovierungszeit wieder eröffnet wurde. Dieses Gebäude lag in unmittelbarer Nähe des Augustiner Chorherrenstiftes, das das historische, kulturelle und natürlich klerikale Zentrum der Stadt darstellte. Im Stiftskeller wurden, beginnend mit den späten Fünfzigerjahren und gipfelnd in den geradezu luxuriösen Veranstaltungen der Siebziger- und Achtziger Jahre, Bälle und Feste gefeiert, Staatsoberhäupter im Zuge ihrer Österreichbesuche bewirtet und verdiente Klosterneuburger Bürger geehrt.

Klara Kohn-Winschek war zur Zeit ihrer Heirat noch eine Ausnahme mit ihrem Doppelnamen, auf dem sie zeitlebens beharrte. Die Sozialisierung aller Frauen, die in den frühen Tagen des zwanzigsten Jahrhunderts jung gewesen waren, hatte noch unter dem Leitmotiv des beliebten Spruchs „Aus Knaben werden Männer, aus Mädchen werden Bräute“ stattgefunden, und jede Frau, die ihre Hochzeit plante, übte wohl während der Anproben ihres Brautkleides ganz nebenbei schon den Schriftzug ihres neuen Namens.